

CLAIRE McGOWAN

Denn niemand wird dich finden



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Die forensische Psychologin Paula Maguire ist wenig begeistert, als sie nach Nordirland geschickt wird, um dort einer neu ins Leben gerufenen Ermittlungseinheit zur Seite zu stehen. Diese beschäftigt sich mit bislang ungelösten Vermisstenfällen, und Paula ist eine renommierte Expertin auf diesem Gebiet. Widerwillig verlässt sie London, um nach Ballyterrin zurückzukehren, ihrer Heimatstadt, der sie vor zehn Jahren den Rücken gekehrt hat. Umgeben von Menschen und Erinnerungen, die sie vergessen wollte, wird sie dort kurz nach ihrer Ankunft in einen aktiven Fall hineingezogen. Denn zwei junge Mädchen werden erst seit Kurzem vermisst, zwei Mädchen, die scheinbar nichts miteinander zu tun hatten. Und wie die Ermittlungseinheit bald herausfinden muss – es ist nicht das erste Mal, dass junge Frauen aus Ballyterrin verschwinden. Doch verschwanden all diese Mädchen aus dem gleichen Grund? Und hat auch Paulas Mutter etwas damit zu tun, die seit zwanzig Jahren vermisst wird?

Weitere Informationen zu Claire McGowan
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Claire McGowan

Denn niemand
wird dich finden

Thriller

Übersetzt
von Robert Brack

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Lost«
bei Headline Publishing Group, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2014

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Claire McGowan

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Peter Orr Photography/getty images;

FinePic®, München

Redaktion: Sandra Lode

MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48096-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Oliver

PROLOG

York, Mai

»Stellen Sie sich vor, Sie würden einfach verschwinden.«

Sie wartete, bis alle ihr aufmerksam zuhörten, die Stifte auf ihre Notizblöcke legten und sich gerade hinsetzten. Das Tageslicht drang gedämpft durch die verstaubten Jalousien herein.

»Alle zwei Minuten verschwindet ein Mensch in unserem Land – das sind über zweihunderttausend im Jahr.« Sie hielt inne, damit jeder im Raum sich die Zahl vergegenwärtigen konnte. Sie hörten jetzt zu, ganz konzentriert. Die meisten waren Männer mittleren Alters, hier und da saß eine Frau dazwischen. Keiner der Anwesenden war jünger als sie.

Sie klickte zur nächsten Seite. »Laut unseren Forschungsergebnissen können die Vermissten in vier Hauptgruppen aufgeteilt werden. Von hundert Personen sind, statistisch betrachtet, vierundsechzig freiwillig verschwunden. Aus ganz verschiedenen Gründen ... Geldprobleme, weil die Familie zerbrochen ist ... und vielen anderen.« *Ich kann nicht weitermachen. Ich ertrage das einfach nicht.* »Ungefähr neunzehn von hundert Personen driften ganz allmählich weg. Das sind üblicherweise Menschen mit schwachen sozialen Bindungen, oftmals mit Suchtproblemen ... Drogen, Alkohol.« *Postsendungen stapeln sich im Briefkasten oder kommen mit dem Vermerk »Empfänger unbekannt« zurück.* »Viele Angehörige dieser beiden Gruppen tauchen eines Tages wieder

auf oder werden Jahre später gesund und munter an einem anderen Ort gefunden.«

Sie klickte weiter, und ihr Publikum kritzelte das Gehörte auf die Notizblöcke. »Manche Personen wollen auch gar nicht verschwinden. Sie verlieren sich irgendwie ... auf dem Weg zum Einkaufen oder ins Spielkasino. Mitunter erinnern sie sich nicht, wer sie sind oder wo sie hingehören.« *Etwas fällt aus deiner Tasche. Du bemerkst es zunächst gar nicht, bis es eines Tages zu spät ist.* »Zu dieser Gruppe gehören statistisch sechzehn von hundert.«

Einige aus dem Publikum hatten mitgezählt und wussten schon, worauf sie hinauswollte.

»Übrig bleibt ein Prozent. Das sind diejenigen unter den Vermissten, die nicht die Absicht hatten fortzugehen. Sie wussten ganz genau, wohin sie unterwegs waren, und sie hatten den eigenen Namen auch nicht vergessen. Die Frage, warum diese eine Person unter den hundert plötzlich verschwunden ist, bereitet mir schlaflose Nächte. Wer hat sie geholt? Was ist ihr zugestoßen? Wo ist sie jetzt?«

Sie sah, wie ihre Zuhörer nickten, sich etwas notierten, und machte eine Pause. Sie senkte den Laserpointer und sprach nicht das aus, was ihr die ganze Zeit durch den Kopf gegangen war, als sie die Zahlen und Beispiele referiert hatte. *Wenn ich an sie denke – was ich zu vermeiden versuche –, hoffe ich, dass sie nicht zu diesem einen Prozent gehört. Aber manchmal, das gebe ich zu, wünsche ich mir doch, dass es so ist – sonst würde es ja bedeuten, dass sie absichtlich verschwunden ist.*

KAPITEL 1

Berkshire, September

Es gab keinen Grund, sich zu beeilen.

Alle wussten das. Die Angehörigen des Suchtrupps, die sich am frühen Morgen hier eingefunden hatten, wussten es. Es war der erste Morgen, an dem es empfindlich kalt geworden war. Bleiches Sonnenlicht kroch durch die Fenster des Transporters, in dem sie zusammenhockten. Die Reporter, die eine halbe Meile entfernt im Dorf ihre Berichte in die Mikrophone raunten, wussten es auch. »*Während die Polizei eintrifft, um nach der vermissten Kaylee Morris zu suchen, schwindet die Hoffnung immer mehr dahin ...*« Sogar für die Eltern des Mädchens, die die kahlen Wände der Polizeistation anstarrten und sich dabei krampfhaft an den Händen hielten, stand es tief in ihrem Innern längst fest. Seit Kaylees Verschwinden auf dem Nachhauseweg von der Schule war bereits ein Monat vergangen, und niemand glaubte mehr daran, dass die Polizei sie noch lebend fand. Vielleicht gab es wenigstens eine Leiche, damit die Eltern sie begraben konnten – das war besser als diese nagende Ungewissheit –, und ein paar freundlich gemeinte Lügen darüber, dass sie nicht leiden musste.

Nein, es war wirklich nicht nötig, über diesen feuchten Acker zu der halb verfallenen Hütte auf dem Hügel zu rennen. Aber als der Einsatzleiter schweigend den Arm hob, lief sie mit den anderen über den morastigen Boden. Ihre

Füße versanken im Matsch, die roten Haare fielen ihr ins Gesicht, die Lunge schmerzte vor Anstrengung. Sie erreichte die Baumreihe und stürzte weiter. Zweige schlugen ihr entgegen, aber sie blieb erst stehen, als zwei kräftige Arme sie festhielten.

Eine Stimme fuhr sie an: »Was zum Teufel machen Sie denn hier? Ich hab Ihnen doch gesagt, Sie sollen hinten bleiben!«

Sie versuchte, sich loszureißen. »Bitte. Ich muss da hin!«

Das Gesicht des Polizisten wirkte trotz des Helms und der grellen Farbe seiner Jacke ruhig und freundlich. »Lassen Sie's gut sein, Paula. Sie haben getan, was Sie konnten.« Vor ihnen stellten sich dunkle, schemenhafte Figuren um die Hütte herum auf. Paula sackte in sich zusammen und resignierte. Der Himmel verfärbte sich langsam rosa. Über ihnen, in der endlosen Weite, waren die Kondensstreifen der Flugzeuge zu sehen, die Richtung Heathrow flogen. Und dort drüben in der Hütte brannte ein einsames Licht.

In solchen Augenblicken versuchte Paula immer, den witzigen Spruch zu fixieren, den jemand an die Wand hinter dem Schreibtisch ihres glatzköpfigen Chefs geklebt hatte: *Du musst nicht verrückt sein, um hier zu arbeiten, aber es hilft.* Hatte er ihn vielleicht sogar selbst dort hingehängt? Hatte dieser rotgesichtige Mann, der ihr ständig die Leviten las, tatsächlich so etwas wie Humor? Darüber grübelte sie nach, um sich von der Standpauke abzulenken, die sie mal wieder über sich ergehen lassen musste.

»... wie oft ich Ihnen schon gesagt habe, dass Sie zuerst zu mir kommen müssen, bevor Sie irgendwo herumrennen und die Pferde scheu machen und das auch noch außerhalb Ihres AUFGABENGEBIETS ...«

Der Rhythmus seiner Tirade war irgendwie einschläfernd. Bla bla bla bla bla BLA bla.

»... schon wieder haben Sie eigenmächtig einen Tatort betreten, obwohl Sie, wie ich Sie noch einmal erinnern möchte, keine Polizeibeamtin sind, Miss Maguire – ja, ich benutze das Wort Miss hier mit voller Absicht. Sie können es gern in der Verhandlung vor dem Arbeitsgericht vorbringen und es sich an den Hut stecken, denn das hier ist meine allerletzte Verwarnung ...«

Paula knabberte an dem Fingernagel, den sie sich aufgerissen hatte, als sie durchs Unterholz gestürzt war. Das Adrenalin ließ ihr Herz rasen, während von draußen gedämpfte Freudenschreie und Lachen zu hören waren. Ihre Kollegen in Uniform feierten den Erfolg. Im Gegensatz zu ihr erwartete man von ihnen sehr wohl, dass sie sich an Tatorte begaben, wo vorbestrafte Vergewaltiger missbrauchte Mädchen gefangen hielten.

»... ist ja schön und gut, hier herumzusitzen und großartige Theorien zu entwerfen und sich die Nachrichten auf Facebook anzuschauen oder wo auch immer – aber das ist nun mal nicht die Art und Weise, wie wir hier arbeiten, wenn ich das mal so deutlich sagen darf.«

Paula nahm die Hand herunter. Der Nagel war bis zum Wochenende bestimmt nicht nachgewachsen. »Ich sag Ihnen mal was«, unterbrach sie ihn. »Ich weiß, dass ich einen Tatort nicht betreten darf. Aber es war wichtig, dass ich sie sehe. Ich wollte dabei sein, wenn sie herauskommt.«

Er räusperte sich irritiert. »Ich denke mir das hier nicht aus, um Sie vorzuführen, Miss Maguire. Aber diese Vorschriften und Regeln existieren aus gutem Grund. Sie wurden eingestellt, um Schreibtischarbeit zu erledigen. Was soll ich denn Ihren Angehörigen erzählen, wenn Sie zu Schaden kommen?«

Paula starrte ihre Schuhe an, bis das brennende Gefühl in den Augen verschwunden war. Sie wollte auf keinen Fall vor

ihm in Tränen ausbrechen. »Aber wir haben sie doch gefunden, stimmt's? Und es geht ihr gut.«

Ihr Chef hatte seine Tirade abgespult und beruhigte sich wie eine abgelaufene Aufziehpuppe. »Ja. Wir haben sie gefunden.«

»Also?« Sie schaute auf ihre Armbanduhr. »Offizielle Rüge, vollständiger Bericht, so was in der Art?«

Er verzog das Gesicht. »Vollständiger Bericht bis acht Uhr morgen früh, aber ohne Ihre schlaunen Kommentare. Und was die Rüge betrifft ...« Seine Hand umschloss krampfartig den Bleistift, als würde es ihn schmerzen, was er zu sagen hatte. »Die Eltern sind natürlich sehr glücklich. Das Ganze ist gut für das Image der Polizei. Unter diesen Umständen ...«

»Alles klar.« Sie stand auf. »Kurz und bündig formuliert: Sie möchten nicht, dass ich mich an Tatorten blicken lasse.«

»So ist es, Miss Maguire. Sie werden sich nicht mehr an irgendwelchen Tatorten blicken lassen, nie mehr, NIE MEHR! Es sei denn, es gibt gute Gründe dafür, dann werde ich es Sie vorher wissen lassen. Was ich nach den heutigen Vorkommnissen kaum tun werde.«

»Wenn Sie meinen.« Sie ging zur Tür hinüber.

»*Ich bin noch nicht fertig.*« Sie drehte sich um. »Bitte – setzen Sie sich.«

Nachdem Paula zögernd wieder Platz genommen hatte, sah er sie scharf an, ein wenig verzweifelt sogar. »Das muss unbedingt aufhören, Paula.«

»Ich weiß.«

»Sie haben einen Beraterposten als forensische Psychologin. Wir können uns nicht leisten, Sie in gefährliche Situationen zu bringen. Wir haben darüber schon mal gesprochen. Schon mehrmals.«

»*Ich weiß.*«

Er schien einen Moment lang nachzudenken, dann seufzte

er, schob einen Brief über den Schreibtisch und legte ihn ganz akkurat vor sie hin. »Den hier habe ich heute bekommen.«

Sie warf einen Blick darauf und versuchte, die Buchstaben zu entziffern. »Das war wohl abzusehen. Und die wollen Ihre Unterstützung?« Da dies die Abteilung war, die landesweit am meisten mit vermissten Personen befasst war, wurden sie oft von anderen Behörden um Hilfe gebeten.

»Die wollen *Sie*.« *Weiß der Teufel, wieso*, schien sein Stirnrunzeln auszudrücken. »Anscheinend haben Sie mächtig Eindruck gemacht. Was war das für ein Papier, das Sie neulich auf der Kriminalistik-Konferenz in York präsentiert haben: *Das Psychoblaba der Verschwundenen* oder so was? Das war irgendwann im Frühjahr, glaube ich.«

Sie ließ sich nicht auf seine Provokation ein. »*Psychopathologie: Fallgeschichten aus der Abteilung für Vermisstenfälle der Londoner Polizei*.« Von ihren Mitarbeitern auch als »dieses Drecksloch hier« bezeichnet.

»Hm-hm. Scheint jedenfalls funktioniert zu haben ... Die möchten, dass Sie sich einem Team zur Aufarbeitung alter Fälle anschließen.« Er warf ihr einen Ordner hin. Der Luftstoß wirbelte ihre Haare durcheinander. »Angesichts der Tatsache, dass Sie sich hier noch nicht so richtig ... eingefügt haben, wäre eine neue Aufgabe vielleicht ...«

Sie schaute ihn nicht an. »Ich gehe nicht zurück.«

»Ich dachte, Sie freuen sich über diese Gelegenheit. Sie kommen doch von dort, oder?«

»Ich lebe aber jetzt hier.«

»Es ist eine tolle Möglichkeit. Soweit ich weiß, haben die dort massenweise ungelöste Fälle. Ganz zu schweigen von den tausenden von Vermissten, die jedes Jahr dazukommen.«

»Sechs«, sagte sie und schaute ihn aus blauen Augen an. Seine waren blutunterlaufen. »Sechstausend Vermisste pro Jahr in Irland. Das sind durchschnittlich sechzehn pro Tag.«

Er schnaufte vor sich hin, was wohl als Zustimmung zu werten war. »Außerdem hat mir jemand zugeflüstert, dass Ihr Vater zurzeit krank ist.«

Sie rutschte auf dem Stuhl hin und her. Es gefiel ihr gar nicht, dass er persönliche Dinge über sie wusste. »Er hat sich nur das Bein gebrochen. Er braucht meine Hilfe nicht.«

Als er weitersprach, klang es, als hätte er sich die Worte vorher zurechtgelegt: »Ich hatte gedacht, Sie wären an so einer Aufgabe sehr interessiert, Miss Maguire. Angesichts Ihrer Familiengeschichte.«

Ihre Gesichtszüge verkrampften sich. »Wenn Sie das glauben, Inspector, dann sind Sie aber auf dem Holzweg.«

»Jetzt nehmen Sie endlich diesen verdammten Ordner! Denken Sie wenigstens darüber nach. Ich glaube, das wäre eine lohnende Sache für Sie. Und für mich auch, wenn ich ehrlich bin.«

Sie zog den Ordner zu sich, aber ihre Augen blieben auf sein Gesicht gerichtet. »War das jetzt alles?«

Er malträtierte wieder seinen Bleistift. »Ich wollte Sie nur noch eins fragen, Paula.«

»Ja?«

»Woher wussten Sie das? Wie sind Sie darauf gekommen, dass sie mit ihm gehen wollte? Dass er sie überhaupt nicht zwingen musste?«

Paula dachte darüber nach. »Inspector, haben Sie eine Ahnung, wie man sich als Mädchen im Teenageralter fühlt?«

»Soll das jetzt ein Scherz sein?«

»Nein. Ich glaube auch nicht, dass ich das erklären kann. Wir sehen uns dann später.«

»Man sagt immer noch *Sir* zu seinem Vorgesetzten, Miss Maguire.«

»Und zu mir sagt man *Doktor Maguire*«, rief sie ihm über die Schulter hinweg zu.

Hinter sich hörte sie ein lautes Knacken, als ihr Chef den Bleistift zerbrach.

Draußen wurde Paula in die Einsatzzentrale gedrängt, wo so etwas wie eine Party stattfand. Hemdsärmelige Kollegen ließen heimlich Becher mit Gin-Fizz vom Kiosk an der Ecke kreisen. Das war zwar nicht erlaubt, aber es kam schließlich nicht jeden Tag vor, dass ein von einem Sexualstraftäter entführtes Mädchen unversehrt nach Hause gebracht wurde. Hinter den getönten Scheiben der Polizeistation Rotherhithe blinkte die Themse im grellen Licht der Herbstsonne auf, als wollte sie sich an der Feier beteiligen. Überall an den Wänden hingen Fotos der lächelnden Kaylee. Paula hatte sie sich immer als fröhliches Mädchen vorgestellt, mit rosa Haarband und krausen dunklen Locken. Nicht so wie diese kreischende junge Frau, die sie in der Hütte vorfanden, mit abgeschnittenen, gebleichten Haaren, die sich selbst kaum mehr ähnelte.

»Ihr wurde nicht ein Haar gekrümmt!«, rief Detective Sergeant McDonald mit seinem typischen rollenden Edinburgher Akzent. Er legte den Arm um Paula und drückte sie an sich. Er hatte sie zum Tatort mitgenommen, nachdem sie ihm ihre Theorie dargelegt hatte, auf die sie gekommen war, nachdem die Computerfachleute die Internetchronik von Kaylees rosafarbenem Laptop entschlüsselt hatten. Wir müssen los und sie retten, hatte sie ihm erklärt. Natürlich wusste sie, dass sie damit zuerst zu ihrem Chef gehen sollte, aber die Zeit drängte. Die Zeit drängt immer, wenn es darum geht, jemanden zu finden, koste es, was es wolle.

»Die hier war es«, rief McDonald seinen Kollegen zu. »Als sie sagte: ›Woher wissen wir eigentlich, dass Kaylee wirklich entführt wurde?‹ hat es bei mir geklickt. Wir waren die ganze Zeit auf dem Holzweg. Und dann haben Sie gesagt: ›Schauen Sie sich noch mal ihren Computer an, fragen Sie ihre Suchbe-

fehle ab.« Und da haben wir diese Hütte gefunden, und das Mädchen ist tatsächlich dort, und es geht ihr bestens. Was man von meinem Detective Constable nicht sagen kann.«

»Hat's ihn schlimm erwischt?«

»Ist mit einem blauen Auge davongekommen. Kommt nicht häufig vor, dass eine gerettete Person einem eine reinhaut.«

Das stimmte. Das Mädchen war nicht gefesselt gewesen, als man sie herbrachte. Warum sollte jemand dies dem armen entführten Opfer antun? Aber Kaylee Morris war durch die Polizeistation auf den Beamten zugerannt, der durch Handschellen mit ihrem »Verlobten« verbunden war – dem dreiundvierzigjährigen pädophilen Vergewaltiger und mutmaßlichen Mörder Mickey Jones, auch bekannt als »hotmicky18«. So hatte er sich auf der Website vorgestellt, über die sie sich kennenlernten. Kaylee war fünfzehn und hatte zwölf Kilo Übergewicht, aber bevor jemand sie aufhalten konnte, hatte sie dem Detective Constable einen Schlag ins Gesicht verpasst, wobei sie schrie: »Lasst ihn los! Er liebt mich! Er ist der Einzige, dem ich was bedeute. Ich hasse euch!«

Das war wirklich nett, nach der wochenlangen Suche, den mehrere Millionen Pfund teuren Ermittlungen, den vielen Plakaten in allen Londoner Geschäften und den Fernsehappellen. Gigantische Anstrengungen waren unternommen worden, um nach einem vermissten Mädchen zu suchen, das in Wahrheit gar nicht verschwunden war.

Der Detective Sergeant gab Paula einen Klaps auf die Schulter. Er war überhaupt nicht der Typ für so etwas, aber der Erfolg machte ihn euphorisch. Wie lange hatten sie nach dem Mädchen gesucht und gehofft, dass sie noch lebte! Hatte damit gerechnet, dass sie tot war. »Erzählen Sie ihnen, wie Sie drauf gekommen sind.«

»Ach, nein ...«

»Doch, sagen Sie's ihnen. Es war brilliant!«

Zögernd warf Paula einen Blick in die Runde. »Es stand alles in Ihren Berichten, wirklich. Ich habe es nur analysiert. Ihre Freundin, die gesagt hat, Kaylee sehne sich danach, ›sie zu verlieren‹ ... Sie wissen schon. Das Rezept für die Pille, das in ihrem Zimmer gefunden wurde.«

»Und weiter – erzählen Sie schon!«

»Das Profil des Täters. Mickey Jones. Seine vorherigen Fälle – er hat seine Opfer vorher immer angesprochen. Hat versucht, mit ihnen zu reden, und verlor dann die Beherrschung, wenn sie nicht interessiert waren. Er ist nicht darauf aus, jemandem Gewalt anzutun – jedenfalls nicht zu Anfang. Eigentlich sucht er nach Liebe.« Sie spürte einen kalten Schauer. »Verstehen Sie?«

Die Beamten schauten sie verständnislos an, bis auf die neue bürgernahe Beamtin Police Constable Singh. »Sie haben es gemeinsam geplant«, erklärte sie.

Paula nickte. »Genau so war es. Irgendwann kam mir der Gedanke – vielleicht *wollte* sie ja mit ihm fortgehen. Vielleicht hat er sie gar nicht entführt. Als wir dann ihre Internetsuchbefehle durchgingen ...«

Der Detective Sergeant schüttelte den Kopf. »Wir haben sie gefunden, und es ist ihr nichts passiert. Hätte nie gedacht, dass ich diesen Tag erleben würde. Verdammt gute Arbeit. Ich bin stolz auf euch.« Er deutete auf den Ordner, den Paula in der Hand hielt. »Wie ich sehe, haben Sie ein Angebot bekommen, nach Irland zu gehen.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Allen will mich bloß loswerden.«

McDonald widersprach nicht. »Trinken wir erst mal was, Sie haben es verdient.«

»Er will einen Bericht haben.«

»Pah, der kann warten. Jetzt entspannen Sie sich doch mal für einen Moment, um Himmels willen.«

»Kann ich nicht, hab zu viel zu tun.« Das war nicht der wahre Grund, warum Paula nichts mit billigem Alkohol und groben Scherzen anfangen konnte, aber es war wenigstens eine Ausrede. Sie ging zu ihrem kleinen gläsernen Büroraum, schloss die Tür hinter sich und atmete tief durch. Versuchte, das Bild des Mädchens aus ihrem Kopf zu verbannen, das laut aufheulte, als sie sie aus den Armen von Mickey Jones rissen. Und die fanatisch aufleuchtenden Augen des »Entführers«, während sie ihn einsperrten.

Paula zuckte zusammen, als die Tür erneut geöffnet wurde und das fröhliche Stimmengewirr hereindrang.

»McDonald meint, Sie sollten das hier trinken.« Ein Police Constable stellte einen Plastikbecher auf ihren Schreibtisch. »Ganz schön aufregend, was? Alle sind total aufgekratzt.«

Der Beamte – wie hieß er gleich noch? – lehnte sich gegen die Wand und streckte sich. Andy war sein Name, oder? »Ja, klar. Es ist toll.«

Andy – falls das sein Name war – hatte hübsche blaue Augen, so blau wie das Blinklicht der Streifenwagen. Er musterte sie unverhohlen. »He, Paula, sagen Sie mal, hätten Sie nicht Lust auf einen Drink nach Feierabend? Zur Feier des Tages?«

Wie alt mochte er sein? Siebenundzwanzig oder achtundzwanzig? Jedenfalls ein paar Jahre jünger als sie, da war sie sich sicher. Sie warf einen Blick auf ihren abgebrochenen Fingernagel. »Nein, das wird nichts. Ich bin hier ganz schön eingespannt. Vielleicht ein anderes Mal.«

Er war zu offenherzig. Man merkte deutlich, wie er überlegte: Sagt sie das nur so, oder hat sie wirklich viel zu tun? Kurz schien er verwirrt. Dann sagte er: »Na gut. Ich komm dann später noch mal rein.«

»Tschüss.« Kaum war er gegangen, änderte sich schlagartig ihr Gesichtsausdruck. Nein, sie hatte wirklich keine

Zeit für so was. Kaylee Morris war gefunden worden, aber im Eingangskorb stapelten sich weitere ungeklärte Vermisstenfälle. Sie legte Kaylees Ordner auf die rechte Seite zu den erledigten Fällen und zog aus dem linken Stapel den nächsten Fall heraus. Dann griff sie nach dem Plastikbecher, nahm einen Schluck von dem billigen, sauren Wein und machte sich an die Arbeit.

Am nächsten Morgen war es kälter, der Nebel zog von der Themse herein und kroch bis hinauf zum Fenster von Paulas Wohnung in den Docklands. Sie schaute vom Sofa aus nach draußen, während der Tee in ihrer Tasse kalt wurde. Es war erst sieben, aber sie war schon seit Stunden wach. Um ihren Frotteebademantel herum lagen zahllose Papiere.

Aus dem Schlafzimmer kam eine männliche Stimme, als würde jemand sich räuspern oder schnäuzen. Police Constable Andy kam heraus, mit einem sehr schmalen Handtuch um die Hüften. Er senkte schüchtern den Kopf. Obwohl er ziemlich gut aussah und gut gebaut war, hatte sie gestern Abend gemerkt, dass er so was nicht sehr oft machte. Das war schade. Eine gewisse Routine erleichterte die Sache zum meist.

»Schon wach? Ich hab gar nicht gemerkt, wie du aufgestanden bist.« Er kam durchs Zimmer auf sie zu.

Sie rührte den Tee in ihrem Becher um und wunderte sich, wie es ihr gelungen war, sich aus seinen Armen zu winden, um ins Wohnzimmer zu flüchten. Er war einer von denen, die gern kuscheln, wer hätte das gedacht? »Ich schlafe manchmal nicht so gut.«

»Echt? Meine Mutter nimmt solche Tabletten. Pflanzlich. Schätze, die sind eher gesund oder so.«

Paula seufzte. Wie konnte sie ihn bloß loswerden, ohne ihm noch ein Frühstück vorsetzen zu müssen? Das blasse

Morgenlicht fiel auf seinen muskulösen Oberkörper und die kräftigen Arme, die das Handtuch festhielten. Seine Schultern spannten sich an, und sie seufzte erneut. »Tut mir leid, Andy, aber ich hab eine Menge Papierkram zu erledigen.«

Er schaute über ihre Schulter. »Diese Irland-Geschichte? Um was geht's da? Unaufgeklärte Fälle und so was?«

»Ja. Die haben ziemliche Probleme damit dort drüben. Viele Vermisstenfälle werden nie gelöst, wegen der Grenze und allem.«

»Klingt doch ziemlich spannend.«

»Meinst du? Ich frage mich manchmal, ob man die Vergangenheit nicht besser ruhen lässt.«

Er warf ihr einen überraschten Blick zu. »Aber ich dachte ...«

Sie klappte den Ordner zu. »Wie auch immer. Ich geh da nicht hin.«

»Na ja.« Er hielt das Handtuch ungeschickt fest. »Ich fänd's auch schade, wenn du verschwinden würdest.«

Sie stand auf. »Entschuldige bitte, aber ich muss ziemlich viel erledigen.«

»Ist schon gut.« Er schaute sich suchend um. »Weißt du vielleicht, wo meine ...«

»Hier.« Sie schob ihm seine Jeans mit dem Fuß zu. »Dein T-Shirt ist in der Küche.«

»Alles klar.« Seine Ohren verfärbten sich leicht rötlich. *Ach Gott, er ist wirklich süß.* Er stolperte in ihre kleine Küche, immer noch mit dem Handtuch um, und stieß gegen den Kühlschrank, wodurch sich einer der Magneten löste. Ein Foto flatterte zu Boden wie ein welkes Blatt. »Verflixt, tut mir leid. Ich bin ungeschickt.« Er hob das Bild auf. »Das ist deine Mutter, richtig? Du siehst ihr ähnlich.«

Paula stand schon vor ihm und wollte es ihm aus der Hand reißen, konnte sich aber gerade noch beherrschen. »Tu es ein-

fach da zur Seite, bitte.« Er tat es, und sie legte ihre Hand auf die glatte Oberfläche der Fotografie, um sie zu verdecken.

Er räusperte sich. »Also gut, am besten, ich ...«

»Ja. Du weißt ja, wo es rausgeht.«

Nachdem die Tür zugefallen war, befestigte sie das Bild wieder am Kühlschrank und fügte noch einen zweiten Magneten in Form einer Erdbeere hinzu. Sie wischte seine Fingerabdrücke mit dem Zipfel ihres Bademantels ab und sah das Bild eine Weile an. Ein Mädchen war unversehrt gefunden worden, das war gut. Doch gleichzeitig war ihr schmerzlich bewusst, dass das nicht genügte.

KAPITEL 2

*Zwei Wochen später
Nordirland, Oktober*

»Mist!« Paulas Fuß rutschte von der Kupplung des geliehenen Ford Focus. Als sie sich entschieden hatte, selbst vom Flughafen in die Stadt zu fahren, war ihr völlig entgangen, dass sie schon seit zehn Jahren nicht mehr hinterm Steuer gesessen hatte. Aber in gewisser Weise war es besser, über den Horror der Gangschaltung nachzudenken, als über das, was ihr sonst noch auf die Nerven ging. Im Stau zu stehen zum Beispiel, direkt vor dem Belfast International Airport (was für ein großartiger Name für dieses Gebäude, das klein und mickrig inmitten grüner Felder hockte), auf dem Weg nach Süden in diese Grenzstadt zwischen den Hügeln, die sie vor vielen Jahren verlassen hatte. Sie trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad und wünschte sich, sie könnte rauchen oder sonst etwas tun. Die Fingernägel wachsen zu lassen war ein vergebliches Unterfangen gewesen. Sie hatte sie bereits wieder abgekaut, seit sie wusste, dass sie hierher zurückkommen würde. Nach Hause.

Es regnete natürlich. Es war erst Oktober, aber das hier war Nordirland. Der kalte Nebel umhüllte den Wagen und drang bis auf ihre Haut. Sie zitterte. Schließlich gelangte sie auf die Schnellstraße, auf der es um diese Tageszeit glücklicherweise relativ ruhig zuging. Sie schaltete das Radio ein, um die Lokalnachrichten zu hören. Stimmen dröhnten

durchs Wageninnere, voll und tief tönend, als kämen sie direkt aus der dunklen Erde. Auch das brachte sie zum Zittern, und die Erinnerungen, die sie heimsuchten wie Gespenster aus vergangenen Zeiten.

Sie hatte nie die Absicht gehabt zurückzukehren, aber nun war sie doch da und folgte den Hinweisschildern Richtung Grenze, nach Ballyterrin. Noch zwanzig Meilen. Im Radio diskutierten sie über das neue Polizeigesetz, mit dem der nordirischen Polizei endgültig alle Befugnisse übereignet wurden. Die Polizei hieß jetzt »Police Service of Northern Ireland«, abgekürzt PSNI, eine kosmetische Maßnahme, um die düstere Vergangenheit vergessen zu machen. Die Politik durchtränkte hier alle Aspekte des Alltags, genau wie der heimtückische Regen. Die Teenager mit den pickeligen Gesichtern, die am Straßenrand standen, konnten einem die Namen sämtlicher Lokalpolitiker herunterbeten und genauestens erklären, was mit jedem einzelnen von ihnen nicht stimmte. Die alten Männer in den Pubs, die Mütter mit den Kinderwagen, die Schulmädchen – alle hier sahen sich die Nachrichten an, kämpferisch, voller Begeisterung und immer bereit, sich auf den nächsten Skandal zu stürzen.

Sie erreichte die Hügel, die ihre Heimatstadt umgaben, die sanft geschwungenen, regenverhangenen Berge. Es muss doch schön sein, hier zu leben, sagten die Leute – solche, die nicht bleiben mussten. Darauf hatte sie stets nur mit einem Schulterzucken reagiert. Die Umgebung war eine Sache, der tief sitzende Hass eine andere. Die Vergangenheit war überall präsent und drängte sich grell in den Vordergrund.

Als Paula langsam in die Stadt rollte, im wie immer dichten Verkehr, sah sie auch schon das erste politische Graffito: *Sinn Féin* stand da in fetten grünen Buchstaben und: *Wir liefern*. »Pizza« hatte jemand daruntergekritzelt. Witzig, solange einem dafür nicht die Kniescheiben zerschlagen

wurden. Während sie hinschaute, kam ein städtischer Angestellter und überstrich die Parole mit dicker weißer Farbe, klatschte Schicht über Schicht, bis das Grün endgültig verschwunden war.

»Jesus, Maria und Sankt Joseph. Ist das etwa die kleine Paula Maguire, die ich da vor mir sehe?«

»So ist es. Hallo, Pat.« So klein wie damals war sie nicht mehr. Sie überragte die zierliche Frau in der Nylonjacke, die sie jetzt umarmte, um gut dreißig Zentimeter.

Paula schleppte ihre Taschen durch die Eingangstür ihres Elternhauses. Drinnen sah es immer noch genauso düster und schäbig aus wie früher. An den Wänden hingen Familienfotos, die bis 1995 zurückreichten und dann abrupt endeten. Der gleiche Geruch hing noch in der Luft. Eigentlich hätte die Familie hier fortziehen und immer in Bewegung sein sollen, da sie von der IRA auf die Abschussliste gesetzt worden war. Trotzdem waren sie geblieben. Für den Fall, dass *sie* eines Tages zurückkam, musste jemand da sein. Das war so üblich in Familien, bei denen ein Mitglied verschwunden war. Die Hoffnung nagelte sie fest.

»Na, dann komm mal rein.« Pat führte sie in die enge, aber nicht ganz so vernachlässigte Küche, deren braune Siebzigerjahre-Einrichtung noch unverändert war. Durch das Fenster konnte man den schmalen Durchgang überblicken, der von der Vorderseite zu dem kleinen Grünstreifen hinter der Doppelhaushälfte führte. Dort hatte Paula damals vor vielen Jahren den Mann gesehen. An dem Tag, der *ihr* letzter sein sollte, auch wenn sie das noch nicht wusste – das weiß man ja nie. Wenn sie die Augen schloss, lag der gesamte Aufbau des Hauses mit allen Einzelheiten vor ihr: die Küche und das nach vorn gehende Wohnzimmer im Erdgeschoss, das Badezimmer und die beiden kleinen Schlafzimmer im ersten

Stock. Dazu brauchte sie keine Grundrisse, wie sie sich in den Unterlagen der Polizei befanden und die sie immer wieder studiert hatte.

Pat nickte ihr zu. »Die Kleine ist in der großen Stadt ganz schön gewachsen. Aber du siehst gut aus, Liebes. Du hast einen hübschen Pulli an, ist der von Marks & Spencer?« Sie befühlte den weichen Kaschmirstoff.

»Äh, nein.« Paula wollte ihr lieber nicht erzählen, wie viel der Pulli gekostet hatte. »Wie geht es ihm?«

»Wie zu erwarten. Es fällt ihm nicht leicht. Geh schon rein. Ich muss mich um den Tee kümmern.«

Mit einem Mal war sie nervös. Sie hatte ihn sehr lange nicht mehr gesehen, nur bei seinen wenigen Besuchen in London und einem missglückten gemeinsamen Urlaub im Lake District. Warum hatte sie ihn nicht öfter besucht? Er lag auf dem Sofa im Wohnzimmer, das noch immer den Plastiküberzug am Kopfteil hatte wie damals 1980, als sie es gekauft hatten. Im Jahr von Paulas Geburt. In einem Schrank waren Porzellankätzchen nebeneinander aufgereiht, Andenken aus irischen Seebädern, und Statuetten der Jungfrau Maria.

»Hallo, Daddy. Geht's dir gut?«

»Mir ging's schon mal besser.« Der Mann auf dem Sofa war fast sechzig und sah noch immer groß und kräftig aus, wenn man mal von dem schrecklichen Metallgitter absah, das sein Bein umschloss.

»O Gott, das sieht ja schlimm aus.« Besorgt schaute sie die Metallkonstruktion an, die das Bein ihres Vaters einschnürte.

Pat tauchte in der Tür auf. »Sie sagen, der Knochen sei wie ein Korkenzieher verdreht worden. Drei Monate muss er das jetzt tragen.«

»Oje, und so lange darfst du nicht rumlaufen?«

»Ich langweile mich, Paula. Das geht mir total auf die Nerven.« Er hatte die Arme verschränkt und schaute zum stumm

geschalteten Fernseher, auf dem die frühabendlichen Nachrichten zu sehen waren. Sie waren tatsächlich langweilig, gemessen an den früher fast täglich stattfindenden Schießereien, Bombenattentaten und Misshandlungen von Verrätern. Das war alles vorbei. Größtenteils jedenfalls.

»Wie ist das denn passiert, Daddy? Das hast du mir nie erzählt.«

»Es war meine Schuld«, sagte Pat.

»War es nicht, Patricia. Ich bin einfach hingefallen wie so ein Volltrottel. Patricia wollte ein paar alte Kisten vom Dachboden ...«

»... für mein Projekt über die Stadtgeschichte, du weißt schon, Paula ...«

»Also hab ich die Leiter aufgestellt – und kaum war ich draufgestiegen, ist sie zusammengebrochen. Der ganze Kramel kam runter, direkt auf mein Bein.«

Pat plapperte weiter: »Du hast dich von deinem ersten Unfall nie richtig erholt, PJ.«

Paula wusste noch, wie ihr Vater sich zum ersten Mal das Bein gebrochen hatte, aber sie schob die Erinnerung beiseite. Darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken.

PJ brummte missmutig vor sich hin. »Na ja, immerhin lebe ich noch, Gott sei Dank. Ich muss einfach hier rumhängen und warten, bis es verheilt ist.«

»Und jetzt ist Paula zurück und kann auf dich aufpassen! Du hast wirklich Glück gehabt, Liebes, dass du diesen Job gekriegt hast. Besser konnte es gar nicht kommen.«

Das Wort »Glück« fand Paula in diesem Zusammenhang eher unpassend. Eigentlich hatte sie den Job ablehnen wollen – obwohl sie den Ordner zwei Wochen lang jeden Abend herausholte, um darin zu blättern. Aber dann hatte ihr Telefon geklingelt: *Wenn Sie können, dann kommen Sie sofort, wir brauchen Sie. Es ist etwas passiert.* Und das stimmte

tatsächlich. Etwas so Wichtiges, dass sie ihre Entscheidung rückgängig gemacht hatte. Und schon war sie in Gatwick und buchte einen Billigflug nach Hause in jene Stadt, in die sie nie mehr zurückkehren wollte, wie sie sich geschworen hatte. Als Entschuldigung schützte sie vor, sie müsse sich um ihren kranken Vater kümmern. Falls sich überhaupt jemand um diesen stämmigen Expolizisten kümmern konnte, der PJ genannt wurde, weil es damals in der protestantisch dominierten Royal Ulster Constabulary nicht so schlau gewesen wäre, sich mit dem typisch katholischen Namen Patrick Joseph anreden zu lassen.

Pat versuchte immer noch, sie auszuquetschen: »Wie lange wirst du bleiben, Liebes?«

»Nicht sehr lang«, sagte sie hastig. »Es ist nur ein Beraterjob, sonst nichts. Ich bin nur wegen dieses einen Falls gekommen.«

Pat blickte finster drein. »Diese armen kleinen Mädchen. Möge Gott helfen, dass sie gefunden werden.«

Paula sagte nichts dazu. Auch sie hoffte das natürlich.

»Ich mach mich dann mal auf den Weg.« Pat schaute sich nach ihrer geliebten Cabanjacke um.

»Ach, bleib doch noch«, sagten Paula und ihr Vater wie aus einem Mund.

»Ich lass euch erst mal allein, damit du dich eingewöhnen kannst. Außerdem muss ich den Tee für Aidan machen. Er wollte vorbeikommen, um diesen Sky-Kram für mich zu programmieren.«

»Oh, wie geht's Aidan denn so?«, fühlte Paula sich bemüßigt zu fragen, obwohl sie sich nicht sicher war, ob sie das wirklich wissen wollte.

»Ach, dem geht's bestens. Weißt du schon, dass er seit einem Jahr als Redakteur arbeitet? Tja, er hat jetzt tatsächlich mit dem Trinken aufgehört.« Bildete Paula sich das nur

ein, oder machte ihr Vater wirklich ein abfälliges Geräusch?
»Ich sag ihm, dass du nach ihm gefragt hast. Also dann bis später.«

Na großartig. Jetzt würde Aidan O'Hara sich einbilden, dass sie Interesse an seinem Werdegang hatte, was nun wirklich nicht der Fall war. Paula kannte Pat O'Hara schon ihr ganzes Leben, tatsächlich seit dem Tag ihrer Geburt, und sie würde ihr niemals wehtun wollen. Pat und John O'Hara waren mit ihren Eltern befreundet gewesen, eigentlich waren sie ihre einzigen Freunde, und manchmal, wenn sie zum Abendessen vorbeikamen, brachten sie ihren dämlichen Sohn mit. Aidan hatte dann nichts Besseres zu tun, als Paulas Spielzeugponys die Mähnenhaare auszureißen. Aber das geschah alles, noch bevor John O'Hara etwas zustieß und – vor allem anderen. Jetzt waren nur noch Pat und PJ übrig. Sie lebten in der gleichen Stadt, besuchten sich gegenseitig, und Aidan war als Erwachsener noch anstrengender als mit sieben Jahren, auf ganz verschiedene, erwachsene Arten.

Nachdem Pat gegangen war, schien das Haus in Schweigen zu versinken. PJ starrte zum Fernseher.

Paula räusperte sich. »Soll ich dir den Tee einschenken, Daddy?«

»Ja, das wäre nett von dir. Und ich nehme noch ein Milchbrötchen, falls Pat welche übrig gelassen hat.«

Tee. Ohne den ging hier in Irland gar nichts.

Als Paula an diesem Abend um die geradezu schockierende Uhrzeit von halb zehn ins Bett ging – weil ihr nichts mehr einfiel, was sie sagen konnte –, bemerkte sie die Kisten, die ihrem Vater das Bein gebrochen hatten. Sie standen ordentlich übereinandergestapelt auf dem Treppenabsatz, alt und verstaubt. Sie wusste, was sich darin befand. Seit fast achtzehn Jahren waren sie nicht geöffnet worden.

»Alles klar bei dir da oben?«, rief ihr Vater, der es abgelehnt hatte, dass sie ihm beim Treppensteigen half. »Brauchst du eine Wärmflasche?«

PJ hielt nichts davon, die Heizung vor November einzuschalten, deshalb war es ziemlich kalt, aber sie sagte nur: »Ich hol mir selbst eine, wenn mir kalt wird. Lass mal gut sein.« Und da war nun also wieder ihr altes Bett. Und ihr alter, aus Spanplatten gefertigter Schreibtisch. Und die Gelenkarmleuchte. An den Wänden waren immer noch die Spuren der Klebestreifen zu sehen, mit denen sie ihre Poster festgemacht hatte – auf dem allerersten waren Take That zu sehen gewesen. Später kamen Boyzone hinzu und dann Nirvana und Pearl Jam.

Paula zog die untere Schreibtischschublade auf. In den Fächern lagen noch einige vertrocknete Filzstifte. Das gerahmte Foto war auch noch da. Es zeigte Paula als Teenager in Adidas-Sportklamotten, mit genervtem Blick. Neben ihr stand die gleiche rothaarige Frau, die auch auf dem Foto zu sehen war, das in ihrer Londoner Wohnung am Kühlschrank hing. Es war das letzte Foto, das von ihr gemacht worden war. Jedenfalls soweit Paula wusste.

Jedes Mal, wenn sie nach Hause kam, spürte sie es wieder. Es war dumm. Natürlich war sie nicht mehr da – seit vielen Jahren schon. Aber trotzdem spürte sie jedes Mal den Schmerz, den dieser Verlust ihr zugefügt hatte.

KAPITEL 3

»... wir koordinieren unsere Strategie mit den anderen grenzübergreifenden Einheiten und arbeiten zusammen, um die Suche nach vermissten Personen zu optimieren ...«

Stimmen drangen bereits aus dem Konferenzraum, als Paula über den dünnen grauen Teppich lief und um die Ecke bog. Verdammt, sie hatten bereits ohne sie angefangen! Gleich an ihrem ersten Tag kam sie schon zu spät.

»Herrje! Tut mir leid!« Sie stürzte in das Konferenzzimmer, das sich in dem kleinen Gebäude befand, in dem ihr neues Team untergebracht war. »Der Verkehr auf der Market Street ist ja noch schlimmer geworden als früher, oder?«

Ausdruckslose Gesichter starrten sie an. Vier oder fünf Personen saßen um den Tisch. »Dr. Maguire?« Der Mann, der vorne am Whiteboard stand, war groß, blond und hielt einen Laserpointer in der Hand. »Bitte, kommen Sie doch rein. Ich bin Guy Brooking. Ich gehöre zur Metropolitan Police, habe hier aber seit einem Jahr einen Beraterposten.«

Ihr neuer Chef, ein Engländer in der Fremde. Paula ließ sich auf einem Plastikstuhl nieder und spürte die Blicke der anderen. »Entschuldigen Sie bitte mein Zuspätkommen. Aber ... der Verkehr ist schlimmer, als ich es von früher her kenne.«

Guy Brooking sprach mit angenehm ruhiger Stimme weiter. Paula starrte ihre abgenagten Fingernägel an. Die vielen neuen Gesichter verunsicherten sie.

»Jetzt, wo Sie da sind, Dr. Maguire, kann ich Ihnen ja die

Mitglieder unseres Teams vorstellen.« Er machte eine Geste in den Raum. »Die Einheit für ungelöste Vermisstenfälle wurde vor einigen Monaten ins Leben gerufen – haben Sie die Akten gelesen?« Sie nickte und hoffte, niemand käme auf den Gedanken, sie abzufragen. »Dann wissen Sie ja, dass wir aufgrund der Tatsache gegründet wurden, dass es in Irland eine hohe Zahl von ungelösten Vermisstenfällen gibt. Es handelt sich um eine Einrichtung der Behörden auf beiden Seiten der Grenze. Die vorherrschende Problematik macht ein gesamtirisches Vorgehen notwendig.« Paula merkte, wie die anderen Anwesenden in sich zusammensanken. Ganz offensichtlich hatten sie das alles schon des Öfteren gehört. »Unsere Aufgabe ist es, alte, ungelöste Fälle neu aufzurollen und gegebenenfalls den zuständigen lokalen Polizeikräften Hinweise für erneute Ermittlungen zukommen zu lassen, mit dem Ziel, die Anzahl der offenen Fälle in unseren Statistiken zu senken.« Der Mann redete, als würde er eine offizielle Verlautbarung vortragen. Mit dem Laserpointer in der Hand ging er um den Tisch herum und deutete auf einen älteren Mann, der einen unbequem aussehenden Nylonanzug trug. »Das ist mein Stellvertreter, Sergeant Robert Hamilton. Er wird die Einsatzleitung übernehmen, wenn es ganz konkret wird.« Der Sergeant sah aus wie einer, der sein Leben lang eine Uniform getragen hatte. Paula kannte das von ihrem Vater.

»Avril Wright ist unsere IT-Analystikerin, die wir uns von der nordirischen Polizei ausgeliehen haben.« Brooking deutete auf eine geschneigte junge Frau. »Sie ist zuständig für Recherche und Datenmanagement. Detective Constable Gerard Monaghan gehört zur lokalen Polizeibehörde.« Jung, finster dreinblickend und, wie man an seinem Namen erkennen konnte, eindeutig katholisch. »Und von der irischen nationalen Polizei, der *Garda Síochána*, ist Fiacra Quinn zu

uns gestoßen. Ich bitte um Verzeihung, ich hoffe, ich habe den Namen diesmal richtig ausgesprochen? Feh-kra? Fiacra ist unser Verbindungsmann über die Grenze nach Süden.« Auch er war jung, hatte ein rosiges Gesicht und war der Einzige, der ihr ein kleines Lächeln schenkte.

Paula ordnete die Anwesenden anhand ihrer Namen ein, das war eine leidige, aber unvermeidliche Angewohnheit, die man annahm, wenn man in Grenznähe lebte. Die Truppe wurde von einem Engländer und einem nordirischen Protestanten, der wahrscheinlich bei der RUC gedient hatte, geleitet. Der Rest des Teams bestand aus einer IT-Spezialistin, die aus dem Zivilleben kam (protestantisch), und einem männlichen Detective (katholisch) sowie einem Vertreter der Polizei aus dem Süden. Sie fragte sich, wie lange es wohl gedauert hatte, bis sie eine passende Balance zwischen den Konfessionen, Nationalitäten und Geschlechtern hergestellt hatten. Die beiden jungen Männer trugen Hemden und Krawatten. Die von Quinn hing schief, und sein Hemd war ungebügelt. Monaghan wiederum hatte rasiermesserscharfe Bügelfalten, sogar an den Ärmeln, in denen kräftige Arme steckten. Avril Wright trug einen hübschen Rock und darüber eine Strickjacke. Paula hätte wohl besser ihre eigenen Kleider vorher gebügelt, sie trug eine schwarze Hose mit weißer Bluse, eben das, was sie immer anhatte, wenn sie zur Arbeit ging.

»So, und dies hier ist Paula Maguire – oder wünschen Sie, dass ich den Dokortitel mit anführe?«

»Äh ... bleiben wir doch einfach bei Paula«, sagte sie und sah zu Boden.

»Paula hat eine Approbation als forensische Psychologin. Sie hat sich in der Abteilung für vermisste Personen in London einen Namen gemacht und wird mit uns zusammenarbeiten, wobei sie für die Analyse der anliegenden Fälle zuständig ist und Vorschläge für die strategische Planung machen soll.«

»Papierkram also«, murmelte Gerard Monaghan vor sich hin. Paula schaute ihn kurz an. *Der wird mir ganz bestimmt noch Probleme machen.*

»Ja, aber sie wird auch direkte Befragungen durchführen und Gutachten anfertigen. Wir haben Paula besonders wegen ihrer Erfahrung mit vermissten Teenagern hinzugezogen. Sie haben vielleicht die Berichterstattung über den Fall Kaylee Morris in London vor einigen Wochen verfolgt. Paulas Analyse hat direkt zur Auffindung des vermissten Mädchens geführt.«

Paula lächelte verschämt in die Runde und fragte sich, ob sie nicht anmerken sollte, dass Kaylees Leben zu keiner Zeit in Gefahr gewesen war. Vielleicht später. Sie schwieg.

»So.« Guy Brooking schaltete den Laserpointer ein, und die weiße Wand leuchtete farbig auf. »Ich komme gleich auf den Punkt. Paula, wie Sie wissen, haben wir Sie angefordert, weil wir eine bislang beispiellose Situation vor uns haben. Angesichts der immensen Problematik wurde unsere Einheit gebeten, an der Aufklärung eines besonderen aktuellen Falls mitzuwirken.« Das Gesicht eines Mädchens erschien. Sie lächelte, hatte glatte dunkle Haare und einige Sommersprossen auf der rechten Wange. »Cathy Carr wird seit einer Woche vermisst.« Er klickte erneut, und ein weiteres Mädchen erschien. Sie trug eine andere Schuluniform und hatte langes kastanienbraunes, kaum zu bändigendes Haar. »Majella Ward wird seit drei Wochen vermisst.«

»Moment«, unterbrach Paula. »Das war nicht in den Akten. Sie ist seit drei Wochen verschwunden, und Sie ziehen mich jetzt erst hinzu?«

Brooking sah seine Unterlagen durch. »Sie gehört zu den Travellers, dem fahrenden Volk, soweit ich weiß. Majellas Schule hat berichtet, dass sie nur sporadisch zum Unterricht erschien und dass ihre Familie sie schon mehrfach als ver-

misst gemeldet hat.« Er sah Paula an. »Vielleicht ist da irgendwas schiefgelaufen, aber jetzt sind wir für diesen Fall zuständig. Er hat ziemlich viel Wirbel in der Stadt verursacht. Tagelang sind Freiwillige durch die Felder und Wälder gezogen, um nach ihr zu suchen. Der Tauchklub hat sogar angeboten, die Bucht abzusuchen.«

»Und das alles hat nichts gebracht?«

»Bisher nicht. Beide Mädchen sind verschwunden, und soweit wir das beurteilen können, gibt es sonst keine Verbindung zwischen ihnen. Sie haben sich nie getroffen.«

Paula nickte. So weit war sie inzwischen auch mit dem Lesen nachgekommen. »Ursprünglich sollte unsere Aufgabe doch sein, alte Fälle zu bearbeiten. Was ist denn passiert, dass sich das nun geändert hat? Warum soll unser Team sich jetzt damit beschäftigen?«

Alle schauten sich fragend an. Brooking beeilte sich mit seiner Antwort: »Es gibt mehrere Gründe. In der Hauptabteilung herrscht ein Personalengpass, und Chief Inspector Corry musste sich aus familiären Gründen freinehmen.« Am Rand ihres Blickfelds glaubte Paula zu bemerken, wie Gerard Mognaghan das Gesicht verzog, und fragte sich, was für eine Geschichte wohl dahintersteckte. Brooking sprach weiter: »Und wie ich schon sagte, es handelt sich um so schwerwiegende Fälle, dass man uns die Koordination der Ermittlungen übertragen hat, um sicherzustellen, dass alle zuständigen Stellen in ganz Irland einbezogen werden. Sie würden sich wundern, wie viele Informationen vorher verloren gegangen sind.«

Ach was, dachte sie, *wahrscheinlich würde ich mich überhaupt nicht wundern*, aber sie unterbrach ihn nicht.

»Außerdem wäre da noch etwas. Ein Teil unserer Aufgabe besteht darin, eine vollständige Datensammlung über alle vermissten Personen in ganz Irland anzulegen, sowohl im Norden als auch im Süden. Das haben wir inzwischen ver-

wirklicht, dank Avrils großartigem Einsatz.« Er schenkte der jungen Frau ein knappes Lächeln. »Und tatsächlich – als wir diese beiden neuen Fälle eingaben, stellten wir fest, dass dies nicht die ersten Fälle mit zwei verschwundenen Mädchen aus Ballyterrin sind.«

Paula starrte ihn an. »Wie bitte?«

Brooking bewegte erneut den Pointer. Die anderen Anwesenden blickten eher mürrisch drein. Dies hier fand nur für Paula statt, das war klar. Sie alle wussten schon, was jetzt kam. »Dies ist eine Karte aller Fälle, die wir augenblicklich bearbeiten, sie reichen bis zu vierzig Jahre zurück. Die Punkte weisen jeweils auf einen Fall hin.« Auf dem Bildschirm war eine Landkarte von Irland zu sehen, die von der Grenze in zwei Teile zerschnitten wurde. Rote Punkte übersäten die Landschaft wie eine schlimme Krankheit. »Wenn wir uns das Jahr 1985 anschauen ... Sie können sich nicht daran erinnern, aber Sie haben vielleicht davon gehört.« Zwei weitere Gesichter tauchten auf dem Bildschirm auf. Es waren wieder zwei hübsche, lächelnde Mädchen, aber ihr Haarschnitt gehörte in ein anderes Jahrzehnt.

Paula sog die Luft ein. »Ja, mein Gott, ich erinnere mich.« Sie war noch sehr jung gewesen, aber der düstere Schatten dieser beiden Vermisstenfälle lag sehr lange über der Stadt, obwohl es damals außerdem zahlreiche Bombenanschläge und Schießereien gegeben hatte.

Brooking schaltete den Bildschirm aus. »Diese beiden Mädchen, Rachel Reilly und Alice Dunne, verschwanden im Abstand von einigen Monaten, und von keiner wurde je eine Spur gefunden.«

Paula dachte nach. »Gab es da nicht noch einen Fall, einen dritten?« Sie erinnerte sich vage an ein Klima der Angst, als alle immer wieder darüber sprachen und sie aus dem Zimmer schickten, wenn das Thema aufkam.

Brooking hatte auch auf diese Frage eine Antwort, er kannte sich aus. »Es gab ein drittes Mädchen, aber sie wurde irgendwann im Wald erhängt aufgefunden. Also ging die RUC davon aus, dass es sich um einen separaten Fall handelte. Selbstmord.«

»Und gibt es irgendwelche Verbindungen zwischen damals und heute?« Sie merkte deutlich, wie ihr Herz schlug, schnell und heftig. Für sie klang es wie das Geräusch aus den Kopfhörern eines iPods. »Gibt es irgendwas, wodurch sie sich ähneln?«

»Nichts, was wir bislang gefunden hätten«, sagte Brooking zögernd. »Das Alter der Mädchen, wo sie zuletzt gesehen wurden ... Es gibt Ähnlichkeiten, aber das alles sind im Augenblick nur vage Anhaltspunkte. Wie auch immer, wir wurden hinzugezogen, und wir nehmen die Sache sehr ernst. Im Moment haben wir allerdings keine neuen Hinweise.« Er schaltete den Bildschirm wieder ein und klickte noch einmal alle Bilder an: Rachel Reilly und Alice Dunne, Majella Ward und Cathy Carr. Sie hatten nichts gemeinsam, außer dass sie aus der gleichen Stadt stammten und vermisst wurden.

Guy Brooking verschwendete keine Zeit, sie fand das gut. Ihr gefiel, dass er alles sauber und effizient erklärte. Seine Bewegungen, als er die Arbeitspapiere verteilte, waren knapp und präzise. Gerard, der die neuen Fälle für die lokale Polizeibehörde bearbeitete, würde sich auf den Norden konzentrieren, Fiacra sollte sich um den Süden kümmern. Avril würde das vorhandene Datenmaterial analysieren und nach Übereinstimmungen suchen. Die Familienverhältnisse mussten eingehend betrachtet werden. Vielleicht gab es doch eine Verbindung zwischen Cathy und Majella – zwar gingen sie auf unterschiedliche Schulen, aber womöglich hatten sie gemeinsame Freunde gehabt? Waren sie Mitglied in irgendwelchen Vereinen, hatten sie Hobbys? Alles konnte mit ihrem

Verschwinden zu tun haben – Probleme zu Hause, mit der Schule, Freundschaften mit Jungs.

Brooking stützte sich auf eine Stuhllehne, und Paula bemerkte seinen Ehering. »Dies hier ist eine sichere Stadt. Es ist gut möglich – Paulas Arbeit hat uns das gezeigt –, dass Cathy und Majella freiwillig fortgegangen sind, unabhängig voneinander. Möglicherweise werden wir sie unversehrt wiederfinden. Aber die Zeit läuft ab, und es hat inzwischen einen zweiten Vermisstenfall gegeben, was darauf hindeutet, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugeht.«

Einen Moment lang wurde es still im Raum. Paula spürte wieder ihren Puls und das Bedürfnis, nachzuforschen und zu einem Ergebnis zu kommen. *Wo seid ihr?* Sie waren ganz einfach vom Erdboden verschwunden. Das war eine Tatsache, so war es immer. Irgendwo mussten sie sein – aber wo?

Guy Brooking hob die Hände und entließ die Runde. »Okay, wir kommen später wieder zusammen.« Er hatte schöne Hände, kräftig und wohlgeformt. Paula merkte, dass sie sie anstarrte, während die anderen den Raum verließen. Der düstere Mann und die junge Frau ignorierten sie, der irische Typ nickte ihr knapp zu, der Sergeant eilte vorbei, als würde er sich nicht trauen, sie anzusehen.

»Paula?« Brooking schaute sie an.

Sie zuckte zusammen. »Entschuldigung. Was ist jetzt meine Aufgabe?«

»Kommen Sie doch mal kurz mit mir.«

Das Team war in einem alten Polizeigebäude untergebracht, in dem sich früher die Zentrale der RUC befunden hatte, bevor es während der Ausschreitungen im Jahr 1996 in Flammen aufging. Das Gebäude war wieder instand gesetzt worden, hatte einen neuen Anstrich bekommen und war mit nicht zueinanderpassenden, gebrauchten Büromöbeln aus-

gestattet worden. Paula verstand, wie das gemeint war. Ihre Einheit war an einem separaten Ort stationiert, um sie von den regulären Polizeikräften abzusetzen, die in einem Gebäude auf einer Anhöhe untergebracht waren. Der Police Service of Northern Ireland befand sich in einem hübschen modernen Gebäude hinter einem hohen Sicherheitszaun. Die Behörde hatte einen neuen Namen bekommen, sonst war alles gleich geblieben.

Brookings Büro war klein, aber wohlgeordnet, auf dem Schreibtisch stand ein gerahmtes Foto, auf dem zwei Kinder, Junge und Mädchen, zu sehen waren. Paula ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. Ein Kalender mit Motiven des Londoner Stadtteils West Ham, Bücher über Ballyterrin. Alles wies darauf hin, dass sie hier einen hart arbeitenden Polizeibeamten vor sich hatte. Er folgte ihrem Blick, also hörte sie auf, neugierig herumzuschauen, und lächelte ihn an. »Da wäre ich also.«

Er stützte sich auf dem Schreibtisch ab. »Setzen Sie sich doch, Paula. Es tut mir leid, dass Sie keine Gelegenheit hatten, sich besser vorzubereiten. Als Cathy plötzlich vermisst wurde, herrschte große Aufregung, und dann erfuhren wir, dass Majella ebenfalls verschwunden war. Deshalb wollten wir Sie so schnell wie möglich bei uns haben. Wie geht es Ihrem Vater?«

»Oh, er kommt schon klar. Er ist es halt nicht gewohnt, von anderen abhängig zu sein.« Am Morgen war PJ im Badezimmer hingefallen und hatte nicht allein aufstehen können – deshalb und nicht wegen des Verkehrs war sie zu spät bekommen.

»Da ist noch etwas, das ich mit Ihnen besprechen wollte. Es betrifft Ihre Familie.«

Bitte noch nicht. Darauf hätte ich mich doch vorbereiten müssen.

»Wie ich gehört habe, war Ihr Vater Polizeibeamter bei der RUC.«

»Ach, darum geht es. Ja. Warum?« Vielleicht wusste er ja nichts von der anderen Sache. Wäre doch auch mal nett, jemandem zu begegnen, der keine vorgefasste Meinung hatte: *Oh, das ist also das Maguire-Mädchen.*

»Ich bin natürlich neu hier in der Gegend, aber soweit ich weiß, hatten es katholische Polizisten hier ziemlich schwer. Sie wurden von den Ortsansässigen schon fast als Verräter angesehen, nicht wahr?«

»Handlanger, Kollaborateure, legitime Ziele, ja.« Steine, die durchs Fenster flogen, Patronen in der Post, Schmähpapieren an der Tür. »Aber das ist jetzt alles Vergangenheit«, fügte sie hinzu.

»Hm, die Vergangenheit scheint aber ziemlich ... präsent zu sein in dieser Gegend, muss ich sagen.«

»Das ist richtig.« Ihr fielen wieder die Graffiti ein, die sie am Vortag gesehen hatte.

»Wissen Sie, warum Sie hierherberufen wurden, Paula?«

»Um für die korrekte Anzahl von Katholiken im Team zu sorgen?« Sie bemerkte seinen Gesichtsausdruck und lenkte ein: »Wir machen es an den Namen fest. Das ist halt typisch irisch. War ein blöder Scherz, tut mir leid. Ich bin hier, weil Sie nach zwei vermissten Mädchen suchen, nehme ich an. Das ist mein Fachgebiet.«

Er schob einige Papiere beiseite und legte die Hände flach auf die Tischplatte. Sie bemerkte eine kleine Narbe über seiner Oberlippe. »Ich habe Ihren Vortrag auf der Konferenz in York gehört, zum Thema *Psychopathologie der Vermissten*.«

»Tatsächlich?« Sie merkte, wie sie rot wurde.

»Ich war sehr beeindruckt. Deshalb habe ich Sie angefordert – und wegen Ihres familiären Hintergrunds natürlich.« Da er es neutral formulierte, nahm sie an, dass er tatsächlich

sehr wenig über ihren »Hintergrund« wusste. »Sie haben sich im Fall Morris sehr bewährt. Offenbar haben Sie eine gewisse Affinität zu Mädchen im Teenageralter.«

Sie konnte sich gerade noch zurückhalten, eine unangebrachte Bemerkung über Schwärmereien für gewisse Boygroups zu machen. »Es ist die Altersgruppe, in der die meisten Personen verschwinden«, sagte sie und schaute seine Jackettaufschläge an, um den Blickkontakt zu vermeiden. »Mädchen zwischen dreizehn und siebzehn und Männer zwischen vierundzwanzig und vierzig.«

»Das wusste ich nicht. Ich sehe, Sie sind ein echter Gewinn für uns.« Wieder machte er ihr ein Kompliment, um sofort wieder auf die Arbeit zu sprechen zu kommen. Dieser Guy Brooking war eine ziemlich harte Nuss. Er trug einen Ehering, aber ein Foto von seiner Frau fehlte im Büro. »Wir stehen hier ziemlich unter Druck, auch was unsere finanzielle Ausstattung betrifft. Ich musste ganz schön viel Wind machen, um Sie herzubekommen. Nun ist es an uns zu beweisen, dass dieses grenzübergreifende Konzept funktioniert. So etwas wurde bisher noch nie ausprobiert. Deshalb brauchen wir rasche Fortschritte. Ich weiß nicht, ob Sie alles mitverfolgen konnten«, er senkte die Stimme, »aber seit Cathy Carr verschwunden ist, gab es sehr viele Berichte in den Medien. Ihr Vater Eamonn Carr ist Mitglied des Stadtrats und ein sehr prominenter Geschäftsmann.«

Wegen Majella Ward wurde offenbar kein großer Aufstand gemacht, sie gehörte ja nur zu den Travellers. »Sie haben es während des Briefings nicht ausgesprochen, aber Sie sehen offenbar eine Verbindung zwischen den alten und den neuen Fällen – meinen Sie, es handelt sich um gewaltsame Entführungen, womöglich um einen Serientäter?«

Brooking verzog das Gesicht. »Wir tun alles, um derartige Spekulationen in der Öffentlichkeit zu verhindern. Panik

hilft uns jetzt überhaupt nicht. Aber ich muss zugeben, dass uns bestimmte Ähnlichkeiten beunruhigt haben. Dass zwei Mädchen gleichzeitig verschwinden, ist ziemlich ungewöhnlich – und dass es zwei Mal passiert ...«

»Okay. Ich nehme an, Sie erwarten von mir eine Analyse der Opferpersönlichkeiten und eine Risikoeinschätzung. Haben Sie mich deshalb kommen lassen?«

»Ja. Aber heute sollten Sie mich erst mal begleiten. Wir gehen in zehn Minuten los, wenn Sie dann bereit sein können.« Er stand auf und streckte ihr die Hand hin. Sie nahm sie, sie war kräftig und warm, genau, wie sie es sich vorgestellt hatte.



Claire McGowan

Denn niemand wird dich finden

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48096-8

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2014

Als zwei Mädchen in Nordirland verschwinden, wird die forensische Psychologin Paula Maguire, eine Expertin für Vermisstenfälle, um Hilfe gebeten. Widerwillig verlässt sie London, um in ihre Heimatstadt Ballyterin zurückzukehren. Umgeben von Menschen und Orten, die sie vergessen wollte, wird sie bald in in einen düsteren Strudel aus Gerüchten und Geheimnissen hineingezogen. Und schließlich erkennt Paula eine schreckliche Wahrheit: Schon seit Jahrzehnten verschwinden junge Frauen aus der Umgebung spurlos. Unter ihnen auch Paulas Mutter ...

 [Der Titel im Katalog](#)